



# D. A. V. MITTEILUNGEN

Organ  
des Deutschen  
Ausflug-Vereins  
zu Valparaiso



Zeitschrift  
für  
Naturfreunde  
u. Wanderer

2. Jahrgang. September/Oktober 1920. Heft 2.

## INHALT

Ausfahrt.

Der Vulcan San José.

Allerlei Rindvieh.

Drei Tage im Süden.

Zu unserer Kunstbeilage.

Vereins-Nachrichten.

# D. A. V. MITTEILUNGEN

Organ des Deutschen Ausflug Vereins  
zu Valparaiso.

Zeitschrift für Naturfremde und  
Wanderer.

2. Jahrgang.

September/Oktober 1920.

Heft 2.

## BEZUGSPREIS:

Jährlich 6 Hefte . . . . . \$ 7.50  
Einzelnummer . . . . . 1.50  
nach auswärts . . . . . 8.70

## BEZUGSANMELDUNGEN

bei der Verwaltung des D. A. V.  
Casilla 347  
Calle O'Higgins 31.  
sowie bei allen deutschen Buchhandlungen.

## Ausfahrt.

Berggipfel erglügen  
Waldwipfel erblühen  
Vom Lenzhauch geschwellt;  
Zugvogel mit Singen  
Erhebt seine Schwingen,  
Ich fahr' in die Welt.

Mir ist zum Geleite  
In lichtgoldnem Kleide  
Frau Sonne bestellt;  
Sie wirft meinen Schatten  
Auf blumige Matten,  
Ich fahr' in die Welt.

Mein Hutschmuck die Rose,  
Mein Lager im Moose,  
Der Himmel mein Zelt;  
Mag lauern und trauern  
Wer will, hinter Mauern,  
Ich fahr' in die Welt.

J. Victor von Scheffel

## Der Vulkan San José und seine verschiedenen Besteigungsversuche.

(Zusammengestellt im Anschluss an den Artikel über die Besteigung durch Herrn Gewinner).

Der interessanten Beschreibung der Besteigung des Vulkans San José durch Herrn Gewinner ist die Bitte vorangestellt worden, Nachrichten über frühere Besteigungsversuche dem D. A. V. zukommen zu lassen. Da der San José ausser dem Tupungalito der einzige aktive Vulkan in der nächsten Umgebung Santiagos ist, so dürften auch einige kurze Mitteilungen über seine vulkanische Tätigkeit von Interesse sein.

Der erste Besteigungsversuch ist im Februar 1831 von dem deutschen Naturforscher Meyen ausgeführt worden und hat ihn nach seiner Schätzung bis auf 500 Fuss unterhalb des Gipfels des tätigen Vulkans gebracht. Meyen machte in den Jahren 1830 bis 1832 auf dem Kgl. preussischen Seehandels-Schiffe Prinzessin Louise eine Reise um die Welt. Seine Beobachtungen und Erlebnisse hat er in einem zweibändigen Werke, das im Jahre 1834 erschienen und «Reise um die Welt» betitelt ist, veröffentlicht. Dem Buche ist eine von ihm ausgeführte Zeichnung des Berges beigegeben, die allerdings sehr schematisch ausgeführt ist; der San José wird von ihm der Feuerberg von Maipú genannt, was später zu dem Irrtum Anlass gegeben hat, als ob er den weiter südlich gelegenen Vulkan Maipú bestiegen hätte und als ob dieser letztere Anfang des vorigen Jahrhunderts in Tätigkeit gewesen wäre. Doch geht aus der Beschreibung seines Weges klar hervor, dass er den San José bestiegen hat.

Am 14. Februar ritt Meyen von Santiago fort versehen mit Empfehlungsschreiben an den Comandante Militar von San José de Maipú; es lag hier eine kleine Garnison zum Schutze gegen die Raubzüge der Pincheiras, die sich z. T. aus früheren spanischen Soldaten der Unabhängigkeitskriege, z. T. aus den immer noch unbezwungenen Indianern zusammensetzten. Es war eine im ganzen Lan-

de gefürchtete Räuberbande, die von ihren in den Waldgebirgen Chillans gelegenen Schlupfwinkeln aus ihre Raubzüge unternahm. Wiederholt wurden von ihr die Orte Chillan, Parra, Linares mit furchtbarer Verwüstung heimgesucht; 1829 wurde sogar Mendoza erstürmt. Selbst San José, trotz seiner geringen Entfernung von Santiago, war von Pablo Pincheira mit seiner Bande 9 Monate vor der Reise Meyens geplündert worden.

Unter den Offizieren und Mannschaften der Besatzung erregte die Absicht Meyens, den Vulkan zu besteigen, grosse Verwunderung. Man machte Witze über sein Vorhaben. Interessant ist, dass Meyen schreibt: «Durchgängig hielt man uns für Engländer, denn diese stehen, bei dem gemeinen Volke dieses Landes, schon seit Drake's Zeiten in dem sonderbarsten Ruf.»

In dem San José gegenüberliegenden Tollo wurde Meyen liebenswürdig von den Gebrüdern Bunster aufgenommen; die von Santiago mitgenommenen Pferde wurden durch neue ersetzt und nach einem Rasttage ging es in Begleitung von acht Soldaten, fünf Bauern von der Miliz, einem Wegweiser und zwei Dienern weiter. Die Nacht vom 15. zum 16. Februar wurde eine Legua vor der Mündung des Yeso in den Maipú in einer Hacienda zugebracht. Im Volcantaile verlief der Weg auf der rechten Seite des Flusses, doch musste dieser zwei Mal durchquert werden. Unweit der Mündung dieses Flusses in den Maipú erwähnt Meyen ein kleines Castell aus der Spanierzeit, wo eine Wache von vier Mann zurückgelassen wurde, um nicht aus der Gegend des obern Maiputales her heimlich angegriffen zu werden. In der Beschreibung seiner Reise erwähnt Meyen die an Versteinerungen reichen Kalkschichten, die beim Campamento Valdes die Talhänge zu beiden Seiten des Tales bilden. Von hier begann der

Weg anzusteigen, der Fluss benutzt drei Wasserfälle von je 915 m. Höhe. Dann wurde auf einer ausgedehnten Ebene, die sich bis an den Fuss des Vulkans hinanzieht, kampiert angesichts des Berges, der den grössten Teil der Nacht über in Wolken gehüllt blieb. Als diese gegen Morgen verschwanden, sah man eine Rauchsäule und eine Flamme aus dem grossen Krater aufsteigen. Nach Sonnenaufgang verschwand die Flamme, aber die Rauchsäule aus dem Krater, sowie eine andere aus einer kleinen Seitenöffnung, war den ganzen Tag sichtbar. Meyen ritt das Tal eine Stunde weit talaufwärts, bis sich im Süden ein Tal öffnet, an dessen Ende der berühmte Vulkan emporsteigt. Ein kleines Wasser, das von den Schneefeldern des Berges her stammt, durchströmt der Länge nach dieses Tal. Nach dieser Beschreibung ist es klar, dass es sich um das Tal der Engorda handelt. Auch die grossen Blockanhäufungen dieser Gegend werden erwähnt. Am Ende des Tals war die Schneegrenze erreicht und die Pferde mussten zurückgelassen werden.

Die Besteigung wurde zuerst von Südwesten her versucht, indem Meyen der Fortsetzung des Tales zu folgen suchte. Das, was er für schwarzes Gestein hielt, das stufenförmig ansteigend, den Aufstieg zu erleichtern schien, war jedoch mit frischer Asche bedeckter Schnee, d. h. in Wirklichkeit wohl Gletschereis. Nach diesem missglücktem Versuche, schreibt Meyen, hätte er begonnen, den Berg von Nordosten zu besteigen. Es muss hier wohl ein Irrtum vorliegen, und Nordwesten heissen, da nicht erwähnt wird, dass die Pferde wieder bestiegen werden mussten. Bei dieser Route kam Meyen gleich auf grosse Schneefelder, die hart wie Eis o. h. Gletscher waren, die einen alabasterartigen dem Gyps eingelagerten Kalkstein aufliegen. Nachdem der Gletscher überquert war, wurde ein grosses Geröllfeld passiert, das sich unmittelbar zu dem Abhang des Kegels hinaufzog. Von einem Steine zum andern musste gesprungen werden und dann wieder durch tiefe

Asche gewandelt werden. Der weitere Aufstieg wurde erleichtert dadurch, dass endlich die lockern Aschemassen durch feste säulenförmig abgeconderte Lava abgelöst wurden. Auf diesen Säulen kletterte Meyen dann wie auf einer Treppe weiter hinauf, bis der Weg wieder durch Asche führte. So glaubte Meyen, nur noch etwa 200 Schritt von dem kleinen Rauchfange entfernt, bis zum Gipfel gelangen zu können, als plötzlich sein Weg durch eine tiefe Schlucht unterbrochen wurde, die ein Fortkommen unmöglich machte. Der kleine Krater, aus dem beständig dicke Rauchwolken aufstiegen, war rund herum von zerrissenem in Schlacken verwandeltem Gestein eingefasst. Dicht über diesem Krater wurde der Gipfel des Berges durch einen Vorsprung des Gesteins umkränzt, von dem riesige Eiszapfen hängen. Die Höhe des Gipfels wurde auf 500 Fuss über dem höchsten erreichten Standpunkte geschätzt.

Ein zweiter Besteigungsversuch ist im Jahre 1899 von Herrn Gustav Brant unternommen worden, freilich auch ohne den Gipfel zu erreichen. Die Tour ist beschrieben im Band IV der Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins zu Santiago. Auch dieser Versuch wurde durch das Engordatal unternommen. Das Standbiwak wurde an dem grossen in der Ebene des Tales liegenden Trümmerhaufen riesiger Blöcke eingerichtet, die einst von den Gletschern des San José dort als Endmoränen abgelagert worden sind. Der erste Tag wird zu einer Rekognoszierung verwandt. In 20 Minuten wird der Ausläufer des Vulkans erreicht und mit den Mulas ein steiler Aufstieg begonnen in einer kleinen Wildbachschlucht. Es findet sich sogar ein markierter Weg, der zu einer oberen magren Vega führt, die 3.060 m. Höhe hat. Sie ist teilweise mit Schnee bedeckt; der Aufstieg führt die Teilnehmer über sanfte Geröllhalden, bis in 3570 m. Höhe ein kontinuierliches Schneefeld erreicht wird, auf dem die Tiere zurückgelassen werden. Nach diesem Punkte zieht sich ein

den Vulkan aus ihm, der im Bogen Westseite des Vulkans herum ist, und zwischen dem und dem Glatz ein völlig mit Schnee bedecktes Tal liegt. Nach zwei Stunden beim Steigen über diesen Grat ist der Gipfelpunkt des vereisten Tals erreicht, und der Uebergang zum Hauptmassiv scheint keine Schwierigkeiten mehr zu bieten.

Am folgenden Morgen wird vom Standort im Tale aus aufgebrochen und um 1/2 Uhr der am Tage zuvor auf dem Schnee in Aussicht genommene Lagerplatz erreicht. Doch hat sich zwischen dem Wetter sehr verändert, sodass in starkem Schneesturm die Zelt aufgeschlagen wird. Gegen 11 Uhr Nachmittags entlädt sich in unserer Nähe der Bergsteiger ein starker Witter. Am folgenden Tage wird um 10 Uhr bei gutem Wetter aufgebrochen. Der Marsch über den Grat wird durch den frisch gefallenen etwa einen Fuss hohen Schnee sehr erschwert. Nach dem Durchgang des Grates wird ein Büschel Schnee durchquert und dann das Hauptmassiv erreicht nach mühseliger Eroberung eines von demselben ausgehenden Gipfels. Der weitere Marsch erscheint nicht so sein. Der Gipfel des Berges erhebt sich in grosser Nähe, doch zeigt der Gipfel nur erst 5000 m. an. Herr Brant musste bald zurückbleiben, doch erreichten seine Kameraden um 11 3/4 Uhr die 5400 m. Höhe und hatten durch die vielen Terrainschwierigkeiten hinter sich gelassen den dem 4—500 m. höheren Gipfel, der nur noch eine flach ansteigende Schneehalde. Doch war der Marsch über diese halbe ausserordentlich beschwerlich, so dass man streckenweis bis zu den Knien in dem weichen Schnee einsank. Um 12 Uhr Mittag heraufziehender Schneesturm zwang auch sie dann zur Umkehr. Aus Rücksicht halber sei noch ein Versuch zum Besteigungsversuch angeführt. Herr Brant berichtet, dass ihm der Arriero mitteilte, er hätte einige Jahre vorher einen spanischen Ingenieur begleitet, der

den Berg bestiegen wollte. Doch wird nicht gesagt, ob das Ziel erreicht worden ist.

Zum Schlusse mögen noch einige Angaben über den Vulkan und seine Tätigkeit angeführt werden. Im April dieses Jahres hatte ich Gelegenheit, auf einer geologischen Exkursion mit meinen Studenten den Vulkan sowohl von S. vom Ventisquero de las Nieves Negras als auch von der Engorda aus, allerdings leider nur aus der Entfernung, zu betrachten. Das Massiv des San José ist nur in seinem oberen, etwa über 4500 m. gelegenen Teile vulkanischen Ursprungs. Der Sockel besteht bis zu dieser Höhe aus geschichtetem Gestein der Juraformation, der auch die von Meyen erwähnten Gypslager angehören. Soweit man vom Tale aus erkennen kann, setzt sich das vulkanische Massiv aus drei Vulkanbergen zusammen, die auch auf der auf Seite 6 des Berichtes von Herrn Gwinner wiedergegebenen Photographie zu erkennen sind. Der nördlichste Berg, auf dem Bilde links vom Gipfel gelegen, ist ein sehr alter Vulkan, dessen westliche Kraterwand schon völlig zerstört worden ist; nach der Karte ist seine Höhe 5740 m. Weiter südlich folgt die höchste, 5880 m. Spitze, die einem relativ kleinen Vulkan entspricht, der sich nach dem Berichte von Herrn Gwinner nur 200 m. über die Aufschüttungsmassen der beiden andern Vulkane erhebt. Er ist nach seinem Berichte völlig erloschen; auch die in seinen Kraterwall eingerissenen Breschen deuten auf ein grösseres Alter hin. Der dritte Vulkan ist der nördliche, der auf dem Bilde rechts als breiter schneebedeckter Rücken erscheint, von dem drei schneefreie schwarze Grate herabziehen. Er ist mit 5830 m. nur 50 m. niedriger als die höchste Spitze, und ohne Zweifel viel interessanter als die beiden andern Berge, da er wahrscheinlich der Sitz der vulkanischen Tätigkeit im vorigen Jahrhundert gewesen ist. Herr Gwinner erwähnt, dass an seinem Hange sich eine Öffnung mit gelblichem, wahrschein-

lich von Schwefelablagerungen herrühren den, Rande befindet, die eine vulkanische Ausbruchsstelle anzuzeigen scheint. Dies erinnert an die Beschreibung Meyens, der einen kleinen aktiven Krater auf dem Hange des Berges erwähnt. Auch die leider nur sehr schematische Zeichnung Meyens vom San José könnte eventuell so gedeutet werden, als wenn der südlichste Vulkan der tätige war, zumal wenn die Zeichnung von der Engorda aus aufgenommen sein sollte, worauf die Ebene des Vordergrundes mit ihren grossen Blockanhäufungen hinweisen könnte.

Ueber die vulkanische Tätigkeit des San José habe ich nur sehr wenige Angaben gefunden. So schreibt Martin in seiner Landeskunde p. 88: «Wahrscheinlich war es der San José, aus welchem 1822 am 19. November eine Menge Asche in das Städtchen San José fiel, während in Valparaiso und Santiago heftige Erdbeben stattfanden. 1838 hörte nach Pissis diese Periode der Aktivität auf. Aber nach 1895 wurde öfters auf dem Gipfel des San José eine schwache Rauchsäule gesehen».

Diese erste Periode der vulkanischen Tätigkeit ist durch die Reise Meyens sicher beglaubigt. Die Tatsache, dass die Aschen in San José gefallen sind, deutet auf eine recht starke Eruption hin. Dass die Aschen vom andern aktiven Vulkan, dem Tupungatito, gestammt hätten, ist wenig wahrscheinlich wegen seiner grösseren Entfernung und ausserdem überflüssig anzunehmen, da ja die Eruptionsperiode des San José für diese Zeit durch Meyen beglaubigt ist.

Recht unklar sind die Nachrichten über eine Eruption im Jahre 1843, von der Barros Arana in der 5. Aufl. seiner Geografía Física schreibt: «La erupción de 1843 produjo un sacudimiento que trastornó un valle inmediato en la extensión de mas de tres leguas y derrumbó grandes trozos de las montañas vecinas; pero parece que no fué una verdadera erupción». In ihrem Ensayo de una Bibliografía Histórica y Jeográfica fügen

Anrique und Silva noch hinzu, dass sich diese Umwälzungen im Valle de los Piuquenes vollzogen und dass sich in ihm mehrere Aschenkegel bildeten. Das Valle de los Piuquenes könnte entweder das obere Yesotal sein, von dem aus der Piuquenespass nach Argentinien führt, oder aber das auf der argentinischen Seite dicht bei diesem Pass gelegene Tal des Arroyo de los Piuquenes. Nach der Karte liegen beide Täler ausserhalb des von dem San José Massiv beeinflussten Flussgebietes, so dass diese Eruption wohl mit Unrecht dem San José zugeschrieben wird.

Für das Jahr 1875 giebt L. Zegers in den Anales de la Universidad (1875. I. p. 361) völlige Ruhe an. Ochsenius, in seinem Werke: Chile, Land und Leute erwähnt einen Ausbruch aus dem Jahre 1881, aber ohne jede nähere Angabe.

Die von Martin gemachte Angabe vulkanischer Tätigkeit des Berges nach 1895 findet ihre Bestätigung in dem Berichte Brants, dem der Führer auf Befragen mitteilte, dass der Vulkan periodisch tätig sei. Der Führer zeigte ihm sogar den Teil des Kraters, aus dem er verschiedentlich habe Rauch und des Nachts Flammen herauskommen sehen. Und als er bei dem oben erwähnten Besteigungsversuche des spanischen Ingenieurs in dem Campamento der Engorda gelagert habe, habe ein Ausbruch des Vulkans stattgefunden. Der ganze Berg habe gezittert und ein feiner Aschenregen habe alle Gegenstände im Lager mit einer schwarzen dünnen Schicht überzogen; der Ingenieur habe auch eine ganze Menge dieser Asche mit heim genommen, um sie zu untersuchen. Brants Tour fand im Jahre 1899 statt, die Reise mit dem spanischen Ingenieur soll mehrere Jahre vorher stattgefunden haben, so dass es sich wohl um den von Martin erwähnten Ausbruch des Jahres 1895 handeln könnte.

Mein Arriero gab mir ebenfalls an, dass er ungefähr im Jahre 1896-97 Rauch und Flammen aus dem Berge habe her-

orkommen sehen. Auf jeden Fall dürfte die Periode vulkanischer Tätigkeit des San José am Ende des vorigen Jahrhunderts zweifellos sein, besonders wegen der charakteristischen Details die von dem Herrero Brants angegeben worden sind.

Eine Eruption eines in der Hochkordillere gelegenen Vulkans aus den Erzählungen der Arrieros sicher festzustellen, ist allgemein recht schwierig. Schon Herr Gwinner hat in seiner Beschreibung mehrfach gewiesen, dass die sich bei einem Sturm bildenden Schneefahnen den Eindruck von Dampfausströmungen machen. Auch Wolkenstreifen können

täuschend wirken und bei dem lockern Aschenmaterial der Vulkankegel kann der Wind auch grosse Staubmassen solchen vulkanischen Materials in die Luft wirbeln. Leider sind in unsern Kordilleren gerade die Flammerscheinungen des Nachts meist wertlos, da die fast in jeder Sommernacht vorhandenen stillen elektrischen Entladungen von fast allen Kordillerenbewohnern als vulkanische Erscheinungen gedeutet werden, wenigstens wenn ein solcher Vulkan in der Nähe vorhanden ist.

Dr. J. Brüggén.

## Allerlei Rindvieh.

### Wie ich dazu kam, beinahe noch einen wilden Stier zu schiessen.

...In Rurrenabaque, einem kleinen undlichen Ort von vielleicht hundert Bewohnern hatten wir vierzehn Tage geblutet, um unsere armen Mulas, die uns die Leguas weit gebracht — bis mitten in die Tropenwelt hinein — sich etwas erholen zu lassen.

Grosse Eile hatten wir nicht, war doch der Hauptzweck, die uns durch die warzen Listen aufgezwungene unfreiwilige Musse möglichst nutzbringend und unbeschwerdlich zu verwenden. So lagen wir nun die meiste Zeit am Wasser, mit dem ich und Baden im grossen Beni-Fluss beschäftigt, der bei Rurrenabaque aus dem mächtigen Felsentor, den steil abfallenden, letzten Ausläufern der Kordillere hervorbricht.

Der Fluss breitet sich sofort bei seinem Eintritt in die Ebene auf das Doppelte aus, behält indessen noch auf einigebestimmten den Charakter des starkfließenden Bergstromes bei, sodass wir hier gewöhnlich nach den berühmtesten Alligatoren ausgeschauf, die ungern das rasch fließende Wasser aufsuchen, sondern die stillen Nebenarme bevorzugen. Ich schwamm daher fröhlich des öfteren

den Beni, wobei ich mich allerdings das erste Mal von einer balsa begleiten liess, hatte man mich doch ernstlich vor einem anderen «bicho» gewarnt, dem elektrischen Aal, der bei Rurrenabaque ab und zu von den Anglern dem Fluss entnommen wird.

Unsere Absicht war, uns von Rurrenabaque aus östlich zu wenden, über Reyes und San Borjas die ganzen Pampas von Mojos bis zum Mamoré hin zu querren. Bis San Borjas war der Weg allgemein bekannt; niemand konnte uns indessen im Dorf mit Gewissheit angeben, was uns zwischen San Borjas und Trinidad erwartete.

Cuentos d. h. Aufschneidereien über Gefahren aller Art, die uns bevorstehen sollten, bekamen wir in so reichlichen Mengen aufgetischt, dass es schwer wurde, die Spreu vom Weizen zu sondern, das für uns Nützliche zurückzuhalten und das offensichtlich Unwahre in das Reich der Fabel zurückzuweisen.

Besonders warnte man uns vor all dem Unheil, das uns beim Ueberschreiten der Flüsse drohen würde.

Von den Alligatoren hatte man uns schon viel gesprochen, ohne dass wir bis jetzt Gelegenheit gehabt, mit diesem schuppigen Reptil Bekanntschaft zu machen. Des ferneren war uns der Name des elektrischen Aals nicht ganz fremd. Als die Leute indessen noch angingen, uns von Raya (Stechrochen) Palometa, Candirú und Gott weiss was für Ungeziefer zu erzählen, das alles die Gewässer in den Pampas unsicher machen sollte, schauten Freund K. und ich uns manchmal mit zweifelnden Blicken an, ob wir uns wirklich diesen Gefahren aussetzen sollten.

Denn dass nicht alles aus der Luft gegriffen war, bestätigte ein Unglücksfall, der vor einiger Zeit in Rurrenabaque selbst vorgekommen. Im Fluss war beim Baden ein Mann verschwunden, der im seichten Wasser sitzend sich den Kopf eingeseift hatte, untergetaucht war, um sich den Schaum abzuspülen, indessen nicht wieder zum Vorschein kam. Zuerst hatten die in der Nähe Badenden — die Rurrenabaqueños sind ein recht wasserfreudiges Volk — geglaubt, der Mann sei unter Wasser weggetaucht. Als er indessen nicht wieder zum Vorschein kam, eilten sie von allen Seiten herbei, um nach ihm zu forschen. Unsonst! Der Mann war und blieb verschwunden, sodass man annahm, ein elektrischer Aal habe ihn durch einen Schlag betäubt, und der Unglückliche sei unter Wasser von der Strömung fortgerissen worden. Ob hierbei als eigentliche Todesursache der elektrische Schlag oder Ersticken im Wasser vorliegt, ist natürlich schwer zu entscheiden.

Die elektrische Entladung ist indessen auf jeden Fall stark genug, um auch grosse Tiere, Pferde, Ochsen etc. zu Tode zu bringen, falls der Aal seinen Schlag in günstiger Richtung anbringen kann.

Eine Zambita von einigen sieben oder acht Jahren, der wir Chicha und Früchte abzukaufen pflegten, und die uns durch ihr munteres Geplauder und ihre Lebhaftigkeit amüsierte, erzählte uns, dass ihr

Vater beim Ueberschreiten eines Flusses mit einer Herde Vieh getötet worden sei, als er sich, an den Schwanz eines Ochsen geklammert, nach dem anderen Ufer ziehen liess. Der elektrische Aal hatte dem Ochsen einen Schlag versetzt, den der Ochsen getötet und auch den Mann, der das Pech gehabt, sich gerade dieses Unglückstier als Vehikel auszusuchen.

Mit dem elektrischen Aal wussten wir also jetzt Bescheid... Noch graustlicher war indessen die Mär, die man uns von der Palometa erzählte, einem nur spärlich langen weisslichen Fisch mit roten Flossen, von barschartigem kurzem kräftigem Körperbau. Das Maul dieses Fisches, den man am besten als Süßwasserhai bezeichnen sollte, ist mit zwei Reihen nadelspitzer Dolche bewehrt, und gleich dem Hai im Meere zeichnet er sich durch grosse Angriffslust aus. Schauergeschichten von Reisenden berichtete man uns, die beim Ueberschwimmen eines Flusses von der Palometa gebissen wurden. Der Blutgeruch soll die Tiere ganz toll machen, sodass, nachdem erst einmal eine Wunde entstanden war und Blut sich im Wasser verbreitete, von allen Seiten die blutdürstigen Mörder sich auf ihre Beute stürzten, der durch die vielen Bisse und den Blutverlust geschwächte Schwimmer das Ufer nicht mehr erreichen konnte und von den Tausenden der kleinen Fische in kurzer Zeit zum Skelett abgebissen wurde.

Gesehen habe ich dergleichen Dinge während unserer ganzen siebenmonatlichen Reise nicht, das möchte ich gleich von vornherein bemerken. Das Fleisch der Palometa ist indessen äusserst schmackhaft, sodass wir uns, erst einmal in unserer neuen Umgebung in den Pampas eingewöhnt, das Vergnügen machten, mit Dynamit die Palometa zu fischen, wobei die Tiere mit frisch geronnenem Blut geködert wurden. Wir dachten auch: Lieber die Palometa essen, als dass sie uns anknabbert. Und wirklich, kaum war der Blutköder im Wasser verschwunden, als auch schon von allen Seiten weisslich

glänzende Streifen darauf zusehnelten, ein Haufen Palometas sich um den leckeren Bissen balgte. So, und jetzt dahinein ein halber Schuss Dynamit mit kurzer Zündschnur!

Sprudelnd steigen die Blasen auf, die Fläche fliehen nach allen Seiten, doch zu spät. Brumms! Die Erde bebt unter unseren Füßen, schäumend springt ein Wasserberg auf, und mit geplatzter Schwimmblase steigen die Palometas langsam an die Oberfläche, um emsig vom Canoa aus gegriffen zu werden...

Als die Bäuche unserer Mulas sich so weit gerundet hatten, dass man wenigstens die Sattelgurten festschnüren konnten, nahmen wir eines Morgens von Rurrenabaque Abschied, um unsere Reise in die Pampas zu beginnen. Bis kurz vor Reyes, einige neun leguas von Rurrenabaque entfernt, begleitete uns hochstämmiger Urwald, um hierauf der mit einzelnen Bäumen und Bauminseln bestandenen Parklandschaft der Tiefebänen von Mojos Platz zu machen.

Reyes als Umschlags- und Rurrenabaque als Hafenplatz der Beniprodukte spielten vor einigen zehn Jahren, zur Zeit der Gummi-Hausse, eine bedeutende Rolle, sind indessen heute tot und beinahe ohne jedes kommerzielle Leben. Ein Reyesane klagte uns denn auch — in recht bezeichnender Weise — sein Leid, dass zur Zeit der guten Gummipreise in Reyes der Würfelbecher um Flaschen oder gar ganze Kisten von Champagner oder Cognac geschwungen wurde, während es heute kaum zu einem Gläschen von dem einheimischen Fusel lange. Na, wir haben die Zunge des Braven genetzt, obwohl wir auch diesen neuen cuento cum grano salis buchten.

Rurrenabaque, das unmittelbar am Fuss des Waldgebirges, des grossen starkfließenden Stromes liegt, hat ein noch recht erträgliches Klima, leidet auch kaum unter Moskitoplage, sodass uns nur die unzähligen Fledermäuse und Vampyre des Nachts das Moskitonetz aufgezwungen hatten. Mit jedem Schritt, den wir in die

Pampa hineinmachten, nahmen indessen die Hitze und die Stechfliegen zu, was wir schon in Reyes zu unserem Leidwesen bemerkten, umso mehr als eine anständige Badegelegenheit fehlte.

Reyes kam uns recht monoton und banal vor, sodass wir nach kurzem Aufenthalt daselbst uns der grossen Estancia San Mareco zuwandten, die, knappe zwei leguas vom Yacuma-Fluss entfernt, eine Hauptstation auf unserem Wege nach San Borjas bildete. Um uns in der unendlichen Pampa nicht zu verlieren, hatten wir uns einen Führer — dort practico genannt — zugelegt, der seine Sache auch recht gut machte, sodass wir am zweiten Tage des Abmarsches von Reyes gegen drei Uhr Nachmittags am Ufer des Yacuma-Flusses anlangten.

Ob wir unsere Erwartungen zu hoch gespannt oder die Beni-Ebenen noch nicht die volle Amazonas-Flora aufweisen, auf jeden Fall war mir bis jetzt noch immer das Gefühl einer leisen Enttäuschung geblieben, wenn nach Zurücklegung einer Etappe unserer Reise all das aus der Ferne als so wunderbar Erhoffte, als so schrecklich und gefährlich Geschilderte sich in der Nähe als ganz harmlos, die Naturschönheiten weniger überwältigend als erwartet, erwiesen und die Schwierigkeiten des Weges sich als verhältnissmässig einfach gezeigt hatten, kurz auch im Beni nur mit Wasser gekocht wurde.

Der Anblick des Yacuma Flusses machte mir indessen einigen Eindruck als der Typus eines unheimlichen Tropengewässers. Tief eingeschachtelt, die steilen Ufer, da wo der Ochsenwagenverkehr sie blosgelegt, aus rötlichem, vom heissen Glanz der senkrechten Sonne ausgedörrtem Lehm, jetzt in der Trockenzeit ohne jedes sichtbare Gefälle, lag der ca. 40 Meter breite, trübe, lehmfarbene Fluss vor uns, knorriges Treibholz im Schlamm, die Ufer dicht bekleidet mit dem wuchernden Grün der Tropen. Ob schon wir hier zum erstenmal den schuppigen Kaiman, den rosigfarbenen, warmlütigen über zwei Meter langen Lamantin, die

Süsswasserseckuh des Amazonas und seiner Nebenflüsse erblicken sollten, war nicht das geringste Leben sichtbar, die ganze Wasseroberfläche bewegungslos, still und schläfrig, als ob die ungeheure Hitze dieses Nachmittags, unter der unsere Körper dampften und glühten, auch das Wasser und seine Bewohner selbst eingeschläfert hätte.

Und das war es gerade, was mir den grossen Eindruck machte, die trügerische Stille, die Bewegungslosigkeit dieses Wassers, das nicht allein die Phantasie des Neulings, sondern das in Wirklichkeit mit allen tropischen Schrecken bevölkert war. Zwei am Ufer modernde Alligatoren, stattliche Burschen von über vier Meter Länge, die ein Reisender im Schlamm schlafend überrascht und ihnen die Kugel auf den harten Schuppenpanzer gebrannt, mehrten noch den unheimlichen Eindruck.

Aber vergeblich starrte ich hinab, all die neuen Wunder zu erblicken. Weder der Alligator tauchte mit weitklaffendem Rachen auf, noch zog sprudelnd und wasserspritzend der Lamantin vorbei, noch tummelte sich ein Völkchen munterer Fischeottern im Wasser, stets bereit, dem wie zufällig herbeischwimmenden Stück Treibholz, in dem nur das kalte schwarze Auge den Kaiman verriet, ein Schnippchen zu schlagen. Still und stumm blieb alles!

Die Hitze war fürchterlich. Wir hatten nur den einen Mann als Hülfe bei uns, mussten also selbst recht kräftig mit Hand anlegen, um unsere Mulas abzusatteln, Gepäck, Gewehre, Sättel, Zaumzeug in dem am Ufer liegenden vom Eigentümer der Estancia vorgesehenen Canoa zu verstauen, unsere widerspenstigen Mulas durch den Fluss zu treiben.

Bei der kleinsten Anstrengung brachen wahre Ströme von Schweiß aus dem in Glut befindlichen Körper... und da, da war das Wasser vor uns, das verbotene Wasser, trübe zwar und lehmig, aber doch Wasser, Kühlung verheissend. Ich konnte der Lockung einfach nicht wider-

stehen, ras mit kurzentschlossenen die schweissdurchtränkten Kleider vom Leibe

So, und nur zu erstmal vorsichtig die grosse Zehe genetzt, den Fuss ins Wasser gesetzt! Ach, ist das schön, das kühle Wasser! Langsam, der Raya wegen mit einem Stab den Boden vor mir her abstoßernd gehe ich tiefer hinein und fasse mir ein Herz, tauche unter und sitze dann da, bis an den Hals im Wasser, alle Muskeln gespannt, um beim ersten Biss der Palometa den Rückzug anzutreten. Merkwürdig, jetzt sitze ich im Wasser dieses Yacuma-Flusses, der derartig von Palometas wimmeln soll, dass man nur an seiner Schnur ein Stück blutigen Fleisch hineinzuhängen braucht, um sofort zwei oder drei Palometas herauszu ziehen... Der Biss kommt nicht. Ganz sonderbar! Jetzt bin ich doch sicher schon eine Minute im Wasser... zwei Minuten... und dann... auf einmal liege ich lang im Wasser und schwimme Hand über Hand dem anderen Ufer zu, komme ohne Fahrniß an, und weil es so schön war, schwimme ich gleich noch mal zurück.

Das war meine erste Erfahrung mit dem Schwimmen in von Palometa infizierten Gewässern, und weil es so gut abgelaufen, habe ich dann bis zum Marmoré alle Flüsse — die meisten freilich gezwungenerweise, weil Canoas nicht vorhanden waren — schwimmend gekreuzt, wobei das Gepäck und die Nichtschwimmer in der hochgebogenen zum Floss improvisierten Rinderhaut mitgezogen wurden, die Ochsen den leeren aus Holz gefertigten grossen Reisewagen schwimmend über den Fluss brachten. Aber das steht auf einem anderen Blatt, und von jenem Abschnitt unserer Reise will ich ein andermal erzählen.

Auf Reisen in abgelegenen Gebieten, wo ein Canoa nicht vorhanden ist, muss wie gesagt, immer mindestens einer der Mitreisenden schwimmend den Fluss kreuzen, wozu die Eigentümer der Estancias etc. ihre eingeborenen Mozos mitnehmen, welche ihr Leben riskieren müssen. Der

wenns Bolivianer geht im grossen und ganzen nicht in das Wasser hinein, sondern schneht sich, indem er am Ufer stehend sich mit einer Kalebasse (Tutu-ma) Wasser übergiessst...

Unsere sieben Mulas durch den Fluss zu bringen, war wie üblich keine Kleinigkeit gewesen. Aber das grosse Werk war vollbracht — wir waren mit Aufzählern und Beladen der Lasttiere beschäftigt, als in nicht allzu weiter Ferne ein Schuss fiel. Wir spitzten die Ohren. Gleich kam noch ein Schuss, und dann noch einer, dem alle halbe Minute ein weiterer folgte. Der Schüsse wurden so viele, dass wir schon allerhand gewagte Mutmassungen über Hasentreibjagd oder Kirchweih-Scheibenschüssen hier mitten in der Paupa anstellten. Nachdem indessen einige 15-20 Schüsse gefallen waren, hörte die Knallerei auf. Wir waren mit Aufladen fertig — die ganze schöne Wirkung des Badens war zwar bei der Arbeit abhanden gekommen, und ich war wieder, so nass geschwitzt als ob ich noch im Wasser stäke.

Kolonnen Marsch! Durch beinahe mannhohes Gras schlängelt sich der Weg. Ein Reiter vor, die beladenen und ledigen Mulas in der Mitte. Zwei Reiter machen den Beschluss, um die Tiere anzutreiben und bei gelegentlichen Botanisserversuchen unter vielem Fluchen und «Mula, Mula» Schreien in Reih und Glied zurückzubringen. Wir waren einige 3 — 400 Meter vom Fluss entfernt, als wir vor uns, am Wege haltend, eine Gruppe Reiter erblickten, die alle gespannt nach einer Richtung hinzuschauen schienen. Kaum hatten die Leute uns gesehen, als sie winkten und uns alle möglichen Zeichen machten, um dann wieder gespannt nach derselben Richtung wie vorher hinzuschauen.

Nanu, das Land ist aber komisch! Erst die Kirchweihschliesserei, und jetzt der merkwürdige Empfang von den Leuten! Wir lassen uns also nicht beirren, ziehen gemächlich im trägen Reiseschritt

unserer Tiere weiter — auf die Gruppe zu, an der wir vorbei müssen.

Da lösen sich aber auch schon zwei Reiter ab, preschen im schärfsten Galopp auf uns zu. «Beeilen Sie sich! Hier im Gras zur Seite steht ein angeschossener wilder Stier».

Hopla, kam da aber Leben in unsere Karavane! Sporen wurden den reisemüden Mulas in die Seiten gehämmert, halblautes Fluchen, Zähneknirschen, angstvolle Blicke zur Seite in den mauer gleichen grünen Graswall, bis endlich ein kleiner Trab erzielt wird, und wir unter munterem Klappern der carga, Grunzen der Lasttiere und befreiendem Aufatmen unsererseits auf einem kleinen freien Platz bei den Reitern anlangen.

Und da — keine fünfzig Meter entfernt — ragt der braune Rücken und der mit mächtigen Hörnern bewehrte Kopf des Stieres aus dem Gras empor, unverwandt nach uns herblickend.

Wieder löst sich einer der Reiter ab, spornt sein Pferd zur schärfsten Karriere an, jagt lassowirbelnd auf den ihm die Hörner darbietenden wilden Stier zu...

Wir sind noch ganz benommen von der Plötzlichkeit, mit der wir uns der Gefahr bewusst wurden, verfolgen mit atemloser Aufmerksamkeit den gewagten Ritt des Lassowerfers.

Ein allgemeines «Oh» der Enttäuschung läuft durch unsere Reihen. Der Wurf hatte gefehlt!

«Mein bester Lassowerfer» bemerkt halb entschuldigend ein tiefbraun verbrannter distinguiert aussehender Herr im schneeweissen Reitanzug, neben dem ich mir in meiner verschwitzten Kaki-Reitkluft wie ein Peon vorkomme. «Aber es ist keine Kleinigkeit, dem Wildling sozusagen in die Hörner hineinzureiten».

Der Stier stand gut. Ich streckte das Rückgrat, um mir etwas Ansehen zu geben, und hob den Mauser. «Hier habe ich eine gute Waffe. Vielleicht...»

«Nein, nein! Nicht töten! fiel der Herr mir hastig ins Wort.

Wieder vergass ich den Mund zuzumachen vor lauter Stimmen. Nanu, wollen die das Tierchen zum Seitlanzen abrichten?

Der Lassowerfer hatte sein Pferd herumgewirbelt, die Schlinge geordnet und sprengte von neuem auf den unbeweglich dastehenden Stier zu...

Lange Zeit hatte der alte Kämpfe als Einsiedler verborgen in seinem Waldversteck gehaust, den schweren Leib im Schatten der hohen Bäume geruht und trüg behaglich die leckere Aesung wiedergekaut. Nur wenn die grossen Zecken und all die anderen Blutsauger ihn gar zu sehr gepeinigt, hatte er sich unter vielem Schnaufen zum Fluss getrottelt und wohligh grunzend im kühlen Schlamm gesieht.

Was kümmerte ihn die schuppige Echse, die von ihrem Versteck unter den auf das Wasser herabhängenden Zweigen des grossen Busches aus ihn belauerte.... was die träge Sécure, die schwarze Rieenschlange, wenn sie, einem lebendigen Baumstamm gleich, wie eine grosse Walze das Gras niederdrückend, langsam vom schlammigen Curiche herübergliitt, sich hier am Wasser ein Böcklein zu erhaschen, das der Durst zur Tränke geführt.... was ihr geifernder Zorn, wenn der Sprung gefehlt, und sie in vielen Ringeln um den hohen Ast gelegt, hissend und zischend den plattgedrückten Kopf hin und her schaukelte..... was die grosse gefleckte Katze, wenn sie «bam, bam, bam» bammelnderweise ihren Auszug zur Abendpürsch ankündigte oder nächtlich zwei feuersprühende runde Punkte unter dumpfem Murren sein Lager umkreisten, — in ohnmächtiger Wut, ohne den Angriff zu wagen? Oh mehr als eine, die den Sprung gewagt, als er noch jünger war, hatte er an den Bäumen abgestreift und abgeschüttelt, unter den stählernen Hufen zerstampft und das noch zuckende formlose Bündel in blinder Wut auf den spitzen Hörnern in die Luft geschleudert...

Er war der Stier, der starke, der die einst zahlreiche Herde geführt. Doch aehl immer weniger waren ihrer geworden, der jungen tollköpfigen Stiere, die der Uebermut auf die freie Paupa hinaus gelockt, der jungen Kühe, die ihnen gefolgt. Und eines Tages war er allein geblieben, hatte lange Zeit in schlummerähnlichem Dasein im tiefen Walde steckt... bis eines Morgens ihm etwas kitzelnd in die breiten Nüstern gestiegen und — er wusste nicht, wie ihm geschah — er sich unterwegs befand, da hin, wo er im vorigen Mond bei seinem zufälligen Austritt aus dem Walde die schönen jungen Kühe im Freien gesehen.

Weit musste er diesmal schweifen, bis er die Artgenossen fand, und dann traf er sie unterwegs, auf dem Marsch, wie sie von einem schreienden Ding weggetrieben wurden, das gar beweglich im Galopp die Herde, seine Herde, umkreiste.

Das passte dem Alten gar nicht in seinen Kram!

Also ohne weiteres Ueberlegen die mächtigen Hörner gesenkt und schweif wirbelnd auf das schreiende Ding losgerannt!

Beinahe hätte er es zu fassen bekommen, doch, wie er schon die Augen zum Stoss geschlossen, musste es ihn bemerkt haben, denn... er stiess ins Leere, und dann war das Ding gar gelenkig, seinem nächsten noch wütenderen Angriff auszuweichen.

Und dann hatte es sich gestreckt, dass sein Leib beinahe den Boden berührte und hatte sich mit Windeseile entfernt, ihm die ganze Herde zur Kühlung seines Mütchens überlassen, sodass er schnell die Verfolgung aufgegeben.

Es hatte auch nicht allzu lange gedauert, da war anstatt des einen eine ganze Schar der schreienden Dinger zurückgekommen. Und wie er Stellung genommen, nach dem ersten ausgeschaut, der sich ihn zu nahe wagen sollte, da waren sie weitab um ihn herumgalop-

piert, hatten kleine in der Sonne glitzende Stäbe geschwenkt, aus denen blauer Rauch herauskam. Um die Ohren hatte es ihn gesummt, als ob ein wütender Wespenschwarm ihn angriffe, und stechender Schmerz hatte ihn an mehreren Stellen seines Körpers befallen. Zur Flucht hatte er sich gewandt, zurück in den Wald, den kühlen stillen Schatten, aus dem er besser nie ins Freie getreten!

... Aber die Peiniger hatten ihn nicht gelassen, und aufs neue empfand er den Schmerz in seinem Körper, bis ihm die starken Knie wankten, das Schreien und Hetzen der Verfolger nur noch wie dumpfes Brausen an die Ohren drang...

«Oh — — ah — — si — — ya está!» Der allgemeine Ausbruch weckte mich aus meinem Traum. Der Wurf war gelungen. Um die beiden Hörner hatte sich die totbringende Laufschiene gelegt. Ein wütendes Anspornen des Pferdes, das frei in die Luft zu springen scheint, das kunstvoll geflochtene, unzerreißbare Lederseil straffte sich und riss den alten Klampen mit mächtigem Ruck zu Boden. Den Lariat gespannt haltend vereitelte der glückliche Werfer die schwachen Versuche des Stiers, wieder in die Höhe zu kommen. Der Kampf war aus...

Mit den Benianos zusammen ritten wir auf den gefällten Recken zu, uns anzusehen, wie ihm der Rest gegeben wurde. Donnerwetter, war das ein Bursche! Der Nacken, die Hörner! Der war schon mehr ein Wildstier, ein Urstier denn ein wilder Stier zu nenn!

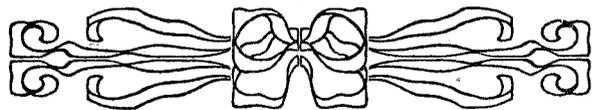
Anstatt dem Tier eine barmherzige Kugel zu geben, werden ihm von einem kecken Burschen die Beine gefesselt.

«Es ist schon spät; das Fleisch würde bis morgen verderben», meint der Reiter im weissen Anzug auf meine verwunderte Frage. «Bis morgen früh lebt der Stier ganz sicher. Meine Leute werden beim ersten Morgengrauen hierherkommen, ihm den Garaus machen und das Fleisch mit einem Gespann Ochsen nach der Estancia zu schaffen.

Ein Licht ging mir auf, warum ich den Stier nicht hatte beschiessen dürfen, und ich dachte mir: «Tierquälerei!» aber auch: «Andere Länder, andere Sitten!» und zog es vor, den Mund zu halten, hatte ich doch schon zu viel gefragt. Der Kampf mit der unbarmherzigen Natur hatte die Leute hart und gefühllos für die Leiden eines Tieres gemacht.

Wilderer Franzl.

Urheberrecht vorbehalten.



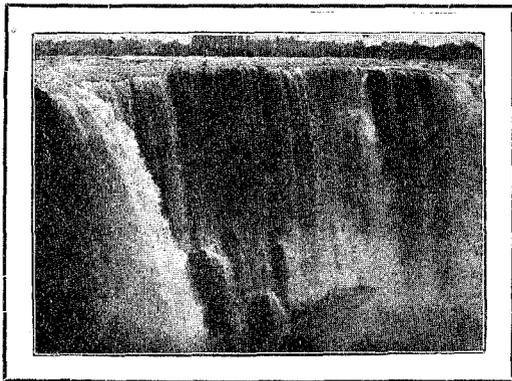
## Drei Tage im Sueden.

Am Bergeshang, von Baumesgrün umfasst,  
Grüsst dort ein Gutshof über sonn'ge Weiden.  
Mit festem Takte schwer darüber schreiten  
Des Sämanns Schritte, sonder Ruh und Rast.  
Hier drückt dich nicht der kleinen Sorgen Last,  
Die im Berufe täglich dich begleiten,  
Sich hemmend über alle Schritte breiten,  
Hier bist du frei von wirren Treibens Hast.  
Frei atmen und den Blick im Grünen baden  
Kannst du in Ruhe. Ueber schnee'gen Fernen  
Schwebt blauer Aether. Stille Nächte laden  
Zum Träumen unter Mond und hohen Sternen.  
Es singt der Wind im Brausen seine Lieder  
Und gibt dir starken Mut und Frohsinn wieder.

Es graut im Osten. Einer Glocke Klang  
Ruft dich hinaus in starken Windes Wehen.  
Am offenen Tore wohlgesattelt stehen  
Die braven Pferde, frisch zu weitem Gang.  
Talauf, talab geht es, die Flur entlang,  
Vorüber an den den schilfumkränzten Seen  
Zur hohen Brücke. Und vorübergehen  
Siehst du der Wasser Schwall im Arbeitsdrang.  
Bald glänzt der Strom. Und wie der Rosse tausend  
Mit weissen Mähnen flatternd vorwärts drängen,  
So schiesst die wilde Flut, im Sturze, brausend  
Und donnernd nieder an den Felsenhängen.  
Wie von Gigantenfaust zu Schaum zerschlagen,  
Die Wasser wirbelnd durch die Schluchten jagen.

Und wieder geht hinaus. Im Sand ertrinkt  
 Der Roms Hubschlag, leis die Sättel janken,  
 Und in der Stille wandern die Gedanken  
 Das heisse Licht des Tages gleisst und blinkt.  
 Durch hoher Pappeln lange Reihen winkt  
 Der Bäche Silber. Auf dem Halme schwanken  
 Des Feldes Früchte hinter festen Schranken,  
 Bis fern am Horizont die Sonne sinkt.  
 In alle Tiefen greift die Abendstunde,  
 Löst alles Herbe, stark und übermächtig,  
 Mit ihrem Frieden in der weiten Runde,  
 Mit ihren Bildern, farbensatt und prächtig.  
 Es sinkt die Nacht, um des Vulkanes Spitzen  
 Flammt rotes Feuer, zuckt ein helles Blitzen.

T. v. H.



## Zu unserer Kunstbeilage.

(Landschaft bei Limache)

Mit der diesmaligen Kunstbeilage bringen wir wieder eines der beliebten Motive unseres leider nach der alten Heimat übergesiedelten Meisterphotographen, Herrn Herrmann. Die Gegend von Limache bot ihm stets ein reiches Arbeitsfeld, und woran die meisten achtlos vorüberschreiten würden, erfasste sein scharfer

Blick. Ueberaus ansprechend sind seine Aufnahmen dieser Art, und manche stehen auf der Grenze zwischen Photographie und Malerei.

Eigenartig und immer wieder anziehend sind diese Tiergruppen, doch bedarf es schon eines geübten Auges, um einer solchen Aufnahme die künstlerische Wirkung zu verleihen.

## Vereins-Nachrichten.

### Neu-Aufnahmen:

Neu aufgenommen wurden die Herren Walter Maass und Erich Goldmann.

### Besuch des Herrn Dienst.

Auf dem Weg zur deutschen Heimat begrüßte uns in Valparaiso der Illimani- und Ancohuma-Besteiger, Herr Dienst, der unsern Lesern bekannt ist durch seine prächtigen Bergsteiger- und Jagdartikel.

Den «Wilderer Franzl» konnten wir in Anbetracht der kurzen Zeit seines Aufenthaltes am hiesigen Orte nicht den Empfang bereiten, den wir ihm schuldeten und den wir ihm zugedacht hatten, doch liessen wir es uns nicht nehmen, mit ihm einige Stunden in unserem Ver-

einslokal bei Becherklang und Gitarrenspiel zu verbringen, und ihm die wenigen Stunden seines Hierseins so angenehm als möglich auszufüllen.

Herr Dienst hat uns seine «old shatterhand»-Büchse sowie einen mexikanischen Reitersattel zum Verkauf hiegelassen, die er der Transportkosten wegen nicht mitnehmen konnte. Die berühmte Büchse, die den «toro bravo», den Kaiman und manches andere Stück auf seinen Fahrten durch das Beni-Gebiet zur Strecke brachte, sowie der Sattel können im Vereinslokal Donnerstag Abends besichtigt werden, und wir laden alle Interessenten, auch diejenigen ausserhalb des Vereins zur Besichtigung ein.